



Raum/Grenzen

Ein kulturwissenschaftlicher Feldbesuch

Stationen:

1. Stadelhofen:
Sozialräumliche Kennzahlen
2. Raumgefüge
3. „Ich bin gerne geblieben“
4. (Un)- Aufmerksamkeiten im
Kino
5. Unterwegs in der Zone
Stettbach- ein Bericht
6. Pionierinnen
7. Zum Sonnenhof, zur
Freiheit?





Stadelhofen: Sozialräumliche Kennzahlen

Thea Weiss Sampietro

Geschichte

Das „Stadelhofen-Quartier“ stellt ein Areal dar- eine mittelalterliche Vorstadt - welches einst die Nahtstelle zwischen dem Seefeldquartier des 19. Jahrhunderts und der mittelalterlichen Stadt bildete.

1358 wurden die Höfe im Stadelhofen, neben dem Weiler Zumikon, den Dörfern Zollikon und Witikon von Zürich gekauft. Bis ins 17. Jahrhundert gab es im Seefeld keine grosse Bebauung. Ausser der Mühle im Stadelhofen standen Häuser im Feldeggquartier, am Hornbach und Riesbach (alter Name für den Nebelbach).

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bildete sich ausserhalb der barocken Stadtbefestigung um die alte Stadelhofer Mühle und die dazugehörige Säge ein kleines gewerblich-industrielles Zentrum (Geviert Mühlebachstrasse, Falkenstrasse, Seefeldstrasse und Othmarstrasse).

Mit dem Bau der Seefeldstrasse ab 1836, wurde die Torgasse durchbrochen und bis nach Zollikon geführt. 1876 wurde die Dufourstrasse als Alleenstrasse entworfen. Während das untere Seefeld von teuren Einfamilienbauten geprägt war, begann sich im mittleren und inneren Seefeld das Kleingewerbe, aber auch einzelne Grossbetriebe anzusiedeln.

Unter der Leitung von Arnold Bürkli (*1833, †1894), der von 1860-82 als Stadtingenieur von Zürich verantwortlich für die Neugestaltung der Stadt war, entstanden Bahnhofbrücke (1861) und Bahnhofstrasse (ab 1864) sowie verschiedene Stadtquartiere: Stadelhofer- (ab 1862), Bahnhof- (ab 1864), Industrie- (1873), Zähringer- (ab 1876) und Fraumünsterquartier (ab 1877).

1863 erarbeitete Bürkli eine Bauordnung für die neuen Stadtquartiere. Nach der Cholera-Epidemie führte er 1867-73 eine Abfuhrwesen- und Kloakenreform durch und schuf die städt. Wasserversorgung. 1865 und 1877 erstellte er Studien zu einer Strassenbahn in Zürich. Berühmt wurde Bürkli als leitender Ingenieur der „Quaibaukommission“ der Gemeinden Enge, Zürich und Riesbach (1882-87), in der er verantwortlich war für den Bau der Zürcher Quaianlagen mit dem zentralen Bürkli-Platz. Von 1882 bis 1887 wurden unter seiner Leitung entlang dem Seeufer Land aufgeschüttet und eine durchgehende Uferpromenade mit Alleen, Wiesen und Parks eingerichtet.

Mit der Ausdehnung der Stadt entstand Ende des 19. Jahrhunderts die Kantonsschule Stadelhofen, da die höhere Töchterschule Hohe Promenade erweitert werden musste.

Die Forchbahn, welche am Stadelhofen-Platz beginnt, wurde 1912 eröffnet, Anfangs brachte sie - im Volksmund Tante Frieda genannt - insbesondere Milch vom Land in die Stadt Zürich. Heute dient sie mehrheitlich dem Transport von Pendlern nach Zürich und von Ausflüglern in die Pfannenstiel-Region.

Mit dem 20. Jahrhundert ging eine zunehmende Verstädterung des Seefelds einher. Das einstige Wohn- und Handwerkerquartier entwickelt sich allmählich zum Geschäftsviertel. Viele der unteren Geschosse der Häuser im oberen Seefeld dienten Garagen- und Büro Zwecken. Obere Geschosse wurden Fremdarbeiter vermietet. Mit der heranrückenden City wurden die Mietzinse zunehmend untragbar. Anfang der Siebziger Jahre stehen viele billige Wohnungen vor dem



1

Abbruch. Viele kleinen „Lädeli“ und preisgünstige Arbeitslokale für Handwerker sind vom Verschwinden bedroht. Die Bewohnerinnen und Bewohner wehren sich und fordern eine Verbesserung ihrer Wohnqualität. Heute dominieren um den Stadelhofen Geschäfte, Restaurants und Ärzte. Neben *Orell Füssli* profitieren der *Globus* von der guten Lage, an denen täglich hunderte von Pendlerinnen und Pendlern vorbeikommen. Die wenigen Bewohner und Bewohnerinnen haben sich in den oberen Stockwerken eingerichtet. Bald wird mit dem *McDonalds* sein weiterer Konsumpalast seine Tore öffnen.

Abgrenzung

Der „Stadelhofen“ zählt heute zur Kernstadt Zürichs. Es handelt sich dabei um kein eigenständiges Quartier, sondern ein Areal im Schnittpunkt der Quartiere Seefeld, Mühlebach, Hochschulen und Hottingen (vgl. Abb.), deren Grenzen entlang der alten Gemeindegrenzen verlaufen.

Sozialräumliche Angaben

Die sozialräumlichen Angaben und Kennzahlen beziehen sich daher nicht auf ein abgegrenztes Gebiet „Stadelhofen“, sondern auf die vier Quartiere, die dort zusammentreffen.

Aufgrund der amtlichen Statistiken werden im Hochschulquartier rund ein Drittel der Geschossflächen als Büros und Praxen genutzt, nur gerade 6% dienen als Wohnfläche. In den Quartieren Hottingen, See-



feld und Mühlebach dominiert der Wohnanteil mit rund 35 % (Mühlebach und Seefeld) und Hottingen (40%) der Flächennutzung. Büros und Praxen folgen an zweiter Stelle und beanspruchen um die 20% im Seefeld- und Mühlebachquartier. In Hottingen werden rund 20% als Lager genutzt. Die übrige Fläche dient der Produktion, dem Verkauf, als Parkplatz oder anderen Nutzungen. Der Monatsmietpreis liegt für alle Wohnungskategorien über dem städtischen Mittel.



der. Bereits ab Mitte der fünfziger Jahre zeichnete sich in der Entwicklung der schweizerischen und ausländischen Wohnbevölkerung ein immer grösser werdendes Ungleichgewicht ab. Einer sich beschleunigenden Abnahme der schweizerischen stand eine vorerst stark wachsende ausländische Wohnbevölkerung gegen über. Mit der verstärkt einsetzenden Bevölkerungskonzentration, gemeint ist damit die verstärkte Abwanderung in die Umlandgemeinden, begann ein langanhaltender Prozess der Entmischung zwischen Stadt und Umland. Durch den Wegzug von hauptsächlich jüngeren Familien mit mittlerem bis höherem Einkommen steigen in der Kernstadt die Anteile von älteren Personen, Alleinwohnenden, Ausländerinnen und Ausländern und Personen mit tieferen Einkommen (A-Stadt). Massnahmen verschiedenster Art haben in den letzten Jahren zu Verbesserungen für die Kernstadt geführt.

Die Volkszählungszahlen von 2000 zeigen deutlich, dass sich A-Stadt-Phänomene zunehmend ins Umland verlagern. Die grösste Überalterung besteht heute nicht mehr in der Innenstadt, sondern im ersten Vorortgürtel, insbesondere in Gemeinden am Zürichsee. Die ausländische Bevölkerung wandert im verstärkten Masse aus der Kernstadt in die Vororte Limmattal, Flughafenregion. Innenstadtquartiere werden vermehrt von Personen mit hohem Ausbildungsabschluss und besserem Einkommen gewählt. Die städtische Aufwertung ist mit einem verstärkten Fortzug von Familien verbunden. Damit geht auch eine sozialräumliche Entmischung der Lebensstile einher. Während in der Kernstadt individualistische Lebensformen in Einpersonenhaushalten oder in Wohngemeinschaft-

ten überwiegen, finden sich bürgerlich-traditionelle Lebensformen mit der klassischen Rollenverteilung bei der Erziehung vor allem an den Agglomerationsrändern.

Stadtkreise und Quartiere der Stadt Zürich





Bevölkerungsmerkmale am Stadelhofen

Die für die Bevölkerung der Kernstadt aufgeführte Entwicklung lässt sich auch in der Bevölkerung um den Stadelhofen erkennen. Die dort wohnhafte Bevölkerung ist geprägt von einem hohen Anteil an statushohen Berufen (ObereManagement, Freie Berufe, Oberes Kader und Akademiker): machen 25-37% der Erwerbstätigen aus

- einem Ausländeranteil von 20-30%. Der Anteil Angehöriger südeuropäischer Staaten hat seit 1990 abgenommen, der von nord- und westeuropäischen Staaten hat zugenommen.

- einem geringen Anteil an Familien: nur rund ein Fünftel der 30- 49 Jährigen lebt in Familienhaushalten. Dieser Anteil hat seit 1990 abgenommen. Der Anteil von Kindern und Jugendlichen unter 16 Jahren liegt zwischen 0-5%

- Der Anteil Singles zwischen 20 und 30 Jahren und Betagte in Einpersonenhaushalten haben seit 1990 zugenommen.

Literatur und Quellen

Aus der Geschichte Zumikon, <http://www.zumikon.ch/geschichte.htm>

Baumann, Walter; Alfred Cattani, Hugo Loetscher, Ernst Scheidegger (2001): Zürich zurückgeblättert 1870-1914. Werden und Wandel einer Stadt, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.

Baumberger, Nick (2004): Räumliche Segregation in der Agglomeration Zürich, in: Statistik.info 17/2004, Statistisches Amt der Stadt Zürich, http://www.statistik.zh.ch/statistik.info/pdf/2004_17.pdf

Biographisches von Arnold Bürkli aus Wikipedia, die freie Enzyklopädie, (http://de.wikipedia.org/wiki/Arnold_B)

Fierz, Jürg (1974): Muss das Seefeld sterben, in: Tagesanzeiger Magazin, Nr. 19, Mai 1974.

Heye, Corinna; Leuthold Heiri (2004): Segregation und Umzüge in der Stadt und Agglomeration Zürich, http://sotomo.geo.unizh.ch/studie/sumzh/segregZH04_studie.pdf.

Statistik Stadt Zürich (2002): Zürcher Bevölkerung im 20. Jahrhundert; Von der Jahrhundertwende bis zur 2. Eingemeindung 1934; Von 1934 bis zum Höchststand im Jahre 1962; Rückgang ab 1963 und Stabilisierung in den neunziger Jahren; Ausblick bis zum Jahr 2010; Analysen 2002/7, (http://www4.stzh.ch/ssz/dienstleistungen/publikationen/download/pdf/A_07_2002.pdf)

Statistik Stadt Zürich (2004): Das Mietpreisniveau in den Quartieren der Stadt Zürich, Ergebnisse der Eidgenössischen Volkszählung 2000; Analysen 2004/3, (http://www4.stzh.ch/ssz/dienstleistungen/publikationen/download/pdf/A_03_2004.pdf)

Statistik Stadt Zürich (2004): Die Pendelmobilität der Erwerbstätigen in der Agglomeration Zürich: Entwick-



lungen 1970 bis 2000, Analysen 2004/1, (http://www4.stzh.ch/ssz/dienstleistungen/publikationen/download/pdf/A_01_2004.pdf)

Statistik Stadt Zürich (2004): Die Quartiere der Stadt Zürich im Aufriss, Flächennutzung nach Geschoss und Stadtquartier 2004, Daten, 3/2004, (http://www4.stzh.ch/ssz/dienstleistungen/publikationen/download/pdf/D_03_2004.pdf).



Raumgefüge

Eva Ramseier

Raumgefüge

Pulsierender Geschäftsverkehr, Freizeitaktivitäten, Shopping, dazwischen ungenutzter Leerraum, Gaststätten und Verpflegungsangebote machen das Gebiet um den Stadelhoferplatz zu einem Knotenpunkt von dicht an- und übereinandergelagerter Raumgefüge. Deren Grenzen und Schnittstellen bleiben in der alltäglichen Hetze unsichtbar. Im Raum Bellevue und Stadelhoferplatz lassen sich verschiedene Grenzräume und die damit zusammenhängenden unterschiedlichen Grenzen, Grenzmarkierungen und Abgrenzungssysteme besonders gut beobachten.

Einen Überblick über das ganze Gelände lässt sich am besten aus leicht erhöhter Stelle der Opernhaus-Treppe gewinnen. Zum Parkplatz hin bildet sie beidseits des Eingangs vom Opernhaus symmetrisch geschwungen eine halbkreisrunde Form. Wie zwei Arme, die sich den Besuchern entgegenstrecken. Dazwischen breitet sich zwischen der Operhaustreppe und dem Sechseläutenplatz der Asphalt aus, parzelliert mit der grösstmöglichen Anzahl Parkplätzen. Für die Automobilisten stellt er eine Verbindung zwischen der dicht befahrenen Bellerivestrasse und der Theaterstrasse dar, welche vom Stadelhoferplatz Richtung Seefeld abzweigt. Die Schillerstrasse zwischen Opernhaus und dem Häusergeviert mit Verlagshaus der Neuen Zürcher Zeitung bildet eine Fortsetzung des Parkplatzes.

Das Opernhaus ist mit dem Bernhardtheater zusammengebaut. Das Dach des Bernhardtheaters ist

gleichzeitig eine Terasse und verbindet sich mit dem Opernhaus über ein mehrfach abgestuftes Treppengebilde.

Zum Sechseläutenplatz hin verfängt sich der wandernde Blick zuerst an den völlig übertriebenen Stahlröhrenzäunen, welche die Bäume vor dem Opernhaus säumen und das begrünte Rund, etwa die Grösse der Baumkrone spiegelnd, vom Parkplatz abheben. Zum See hinschauend, wird in weiterer Entfernung die Flaniermeile entlang des Seeufers sichtbar. Sie wird von einer Hecke und Bäumen von der Bellerive-Strasse abgeschirmt. Der Blick streicht Hecken und Bäumen entlang und hält sich an einem Spruchband fest, das explizit auf einen Territorienwechsel hinweist: „Willkommen am See“. Wer näher tritt, unter dem Spruchband hindurchgeht und die kleinen, von weitem nicht sichtbaren Lettern liest, nimmt eine Reihe von Vorschriften mit in diesen anderen Raum.

Es sind zuerst die sichtbaren, baulichen Zeichen von Ein- und Abgrenzungssystemen, die uns bei einer oberflächlichen Lektüre auffallen. Einmal sind das die Hecken und Bäume, die ich im weitesten Sinne als Zierde, als raumgestaltende Elemente wahrnehme. Dann die Treppen- und Terrassengeländer, die der Gehhilfe und der Gefahrenabwendung dienen. Die Stahlröhren, wie auch das Mäuerchen, das die Sechseläutenwiese säumt und die Hecke, die der Bellerive-Strasse entlang führt, scheinen hier mitunter eine Grenze zwischen Natur und Asphalt zu unterstreichen.

Aus der Anhöhe der Opernhaus-Treppe aus kann man den Blick ebenfalls bequem über diverse Akteure



im Raum Stadelhofen gleiten lassen. Zu sehen sind Fussgänger, einzelne Menschen, Gruppen, Fahrräder, Menschenströme, Autos, Trams und die Forchbahn. Flüchtige, aber auch gemächlichere Fortbewegungsarten gehen einher mit den verschiedenen Akteuren. Dem beruhigenden Schlendern des Fussgängers auf der Flaniermeile am See setzt sich die Geschwindigkeit der rasenden Autos entgegen. Es sind Erlebniswelten, die sich auch ohne Hecken und Bäume räumlich voneinander abgrenzen. Über die Bellerive-Strasse zur Traminsel am Bellevue gelangen die Fussgänger vom Zebrastreifen geführt und unter dem gleichmässig rot-grün leuchtenden Diktat der Ampeln. Von da aus führt die Rämistrasse zum Heimplatz hinauf. Sie ist neben der Bellerivestrasse die zweite verkehrsreiche Strasse, welche das Bellevue und das Gebiet um den Sechseläutenplatz tangieren. In Richtung Stadelhoferplatz und dem nahegelegenen Bahnhof verkehren in der Verlängerung der Quaibrücke und des Limmatquais ausschliesslich Trams, Radfahrer und die Zulieferer verschiedener Läden und Restaurants, und vor allem Scharen von Fussgängern, die je nach Tageszeit, gerichtet, wie das Tram in seiner Schiene, unsichtbaren Bahnen zu folgen scheinen.

Die verschiedenen Akteuren im Raume beobachtend, wächst nach und nach der Eindruck unsichtbarer Linien, welche das Gelände im und um den Stadelhoferplatz in unterschiedlicher Richtung, Dichte und Geschwindigkeit zu durchfurchen scheinen. Gemeint sind die Wege der Verkehrsteilnehmer oder der Fussgänger, welche im Raum interagieren und sich dabei

überschneiden. Doch sind es nur temporäre Überschneidungen, die keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Welche also keine fixen, sondern nur fließende, situationbezogene „Grenzen“ bilden, die sich nach einem kurzen Warten, bis das Tram vorbei ist, wieder auflösen.

Aus der Distanz lassen sich die Bewegungen der Passantenströme erst in ihren ganzen Dimensionen beobachten und wahrnehmen, und wie durch diese Bewegungsströme der Raum in weitere, unsichtbare Räume gegliedert wird. Mit den unterschiedlichen Bewegungsrichtungen der Menschen verändern sich diese Räume fortlaufend.

Diese imaginären Räume, die sich in einem Zusammenspiel von Ort und Handelnden und Akteuren bilden, schichten sich immer wieder anders übereinander und erzeugen im Zuge dessen imaginäre Liniendichtungen, oder imaginäre Grenzen. Der Raum ist so gesehen ein sich stetig wandelndes Raumgefüge. Würde man sich vorstellen, dass alle beweglichen „Elemente“ wie Menschen, Trams, Autos, Fahrräder, Tauben etc., die diese unsichtbaren und beweglichen Räume konstituieren, farbige Striche in der Landschaft hinterliessen, so würde diese bald als eine Zeichnung eines undurchdringbaren Dickichts erscheinen.

Es existieren und bilden sich dichtere Knoten der Interaktion, aber auch Leerräume, die sich völlig willkürlich aufzutun scheinen, wie beispielsweise die Sechseläuten-Wiese. Wenn sie nicht aus Anlass eines traditionellen Festes bespielt wird, bleibt sie die meiste Zeit leer. Vielleicht spielt da die Macht der Gewohnheit, dass

der Platz, der in trockenem Zustand eine ideale Abkürzung zwischen Seeufer und Stadelhofer-Bahnhof darstellt, so selten überquert wird. Andererseits geht die Dichte der Interaktion einher mit der Infrastruktur, an die sie gebunden ist. Und der Sechseläuten-Platz ist jeweils nur temporär mit einer solchen ausgestattet. Die Möblierung eines Festaktes (Zirkus, Märkte, Bööggverbrennung) wird dann jeweils intensiv genutzt und nachher wieder abgeräumt. Pferdegetrappel, Marktstände aber auch Zirkuszelte, die während Tagen auf der Wiese stehen bleiben haben dafür gesorgt, dass die Erde der Wiese immer fester und dichter, und so das Abfließen des Regenwasser immer schwieriger wurde. Durch den intensiven Rhythmus verschiedener Nutzungen ist die Wiese zu einem Sanierungsfall verkommen. Dem Passanten präsentiert sie sich jetzt deshalb die meiste Zeit als menschenleeres Ödland. Die Stadt, zusammen mit dem Kanton, dem Opernhaus und der Geschäftsvereinigung Bellevue/Stadelhofen hat deshalb einen Wettbewerb zur Neugestaltung des Platzes ausgeschrieben. Das Ziel war, in wenigen Jahren ein unterirdisches Parking und einen neuen, mit Asphalt und Kies sanierten Sechseläuten-Platz bereitzustellen, der auch zum Begehen und Verweilen einladen soll. Dieses bräunliche Niemandsland, welches das Tiefbauamt trotz zahlreicher Sanierungsversuche mittels Drainage und der Aussaat einer besonders widerstandsfähigen Grassorte nie in den Griff bekommen hat, sollte endlich verschwinden.

Auch vor diesem Wettbewerb gab es zahlreiche Projekte und Entwürfe, den Platz im Stile grossstädtischer Piazzai aufzuwerten. Erwähnt sei das Projekt von Calatrava, dem vor den Treppen der Oper ein zweiter Palio (Hauptplatz von Siena) vorschwebte.

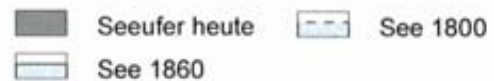
Unsichtbare, doch raumprägende „Grenzen“ fallen erst auf, wenn wir uns Zeit lassen und bewusst fokussieren. Die Eindrücke lassen sich aus der Sicht eines Beobachters reflektieren aber auch aus der Sicht der Fussgängerin und des Fussgängers, die wiederum andere beobachten, deren Wege verfolgen, die unsichtbaren Bahnen zu folgen scheinen. Was das Raumgefüge aber vor allem ausmacht, sind die Handelnden und die Akteure. Sie definieren die Funktionen des Raums, welche eng miteinander interagieren.

Zürich - heute und damals

Peter Gruber

Bellevue - Stadelhofen / Zürich

Seeufer 1860





„Ich bin gerne geblieben“

Das Stadelhoferquartier aus der Sicht eines Coiffeurs

Angela Cadruvi und Heinz Nigg

Jedes Quartier und jede Nachbarschaft einer Stadt lässt sich in Zonen unterteilen, in denen die Konstituierung von sozialer Interaktion und urbaner Lebensqualität beobachtet werden kann¹. So auch im Stadelhofen-Viertel. Dieses zeigt sich vielfältig, offen und einladend. Da gibt es Einkaufs- und Vergnügungsstrassen, Firmen und Praxen von Rechtsanwältinnen und ZahnärztInnen, Kultur- und Bildungseinrichtungen, Geh-, Fahr- und Verweilbereiche für PendlerInnen, SpaziergängerInnen, Punks und Alkis.

Die Nachtzone des Stadelhofen-Viertels besteht aus Kinos, Restaurants, Bars und Lounges. In den belebten Gassen werden Wurst, Brot und Bier im Freien serviert; ein verstecktes Sous-Sol beherbergt eine Disco. In den Wohnzonen leben wenige Alteingesessene und Zugezogene, die sich die teure Lage leisten können. Dann ist da noch die Ruhezone: der Park mit seinen Schatten spendenden Ulmen und der Friedhof, auf einem Hügel gelegen wie in einer città.

Die Gewerbezone umfasst Dutzende von Einzelläden, und jeder dieser Läden ist wieder ein Ort, der in mehr und weniger aktiv genutzte Zonen unterteilt werden kann. So hat zum Beispiel der Coiffeur-Salon von Giovanni P. je einen Bereich für Damen- und Herrenkundschaft. Manchmal bieten sie sogar Raum für Alltagsgeschichten, bewahren Geheimnisse auf. Da steigt etwas Fliederduft der 60er Jahre in unsere Nasen. Er erinnert an junges Volk, das sich aufmachte in die umliegenden Lokale, wo noch Orchester zum Tanz aufspielten.

Giovanni P., 73, reiste 1959 als junger Italiener für einen kurzen Besuch von Rom nach Zürich - und ist

geblieben. In der Nähe vom Stadelhofen-Platz hat er seit 30 Jahren seinen eigenen Coiffeur-Salon. Früher hatte er keine Angst, abends rauszugehen. Und die Kontakte waren viel persönlicher. Trotzdem möchte Giovanni P. nie mehr wegziehen: „Ohne Seefeld wäre ich verloren.“

Herr Giovanni P., wo und wie sind Sie aufgewachsen?

Ich wurde 1931 in den Abruzzen geboren und wuchs in Rom auf. Dort habe ich auch die obligatorische Schule besucht. Ich habe acht Geschwister, von denen sechs noch leben; fünf sind in Rom, eine in Giulianova. Da kommt auch mein Vater her, von den Abruzzen, gerade am Meer, Provinz Teramo.

Welchen Beruf übte Ihr Vater aus?

Er war Carabinieri.

Warum sind Sie Coiffeur geworden?

1945 war es schwierig, um eine Lehre zu machen. Das ist aber nur ein Grund. Der andere: Mein Grossvater war 16 Jahre in Amerika. Als er zurückkam, brachte er ein spezielles Rasiergerät mit, das mich beeindruckte und das ich auch ausprobierte. Nach vielen Jahren ging es kaputt. Als die Schule fertig war, dachte ich mir, dass ich schon rasieren kann und doch Coiffeur werden könnte. Und so habe ich dann in Rom die Ausbildung gemacht.

Warum sind Sie vor 45 Jahren von Rom nach Zürich gezogen?



Ich bin eigentlich kein echter Migrant. In Rom lernete ich eine St. Gallerin kennen, die ich dann 1959 in Zürich besuchte. Ich habe sie zum Coiffeur begleitet, und sie stellte mich ihm vor - dem damaligen Besitzer meines jetzigen Salons. Ich wollte nur eine kurze Zeit in der Schweiz bleiben; aber ich bin immer noch da! Und ich bin gerne geblieben.

Sie lernten also den Besitzer Ihres Salons kennen.

Hat er Sie gleich angestellt?

Er hat mich einen Tag zur Probe arbeiten lassen. Ich konnte kein einziges deutsches Wort. Als ich an diesem Probetag einen Kunden bediente, fragte ich auf italienisch, ob er eine Welle möchte. Das war meine Spezialität - mit dem Föhn. Dann kam der Chef mit allen drei Angestellten: «Chömed emol!» Er hat mir gratuliert und sofort einen Vertrag gemacht, mit AHV und allem. Ich war ja als Tourist über die Grenze gekommen. Deshalb musste mein Chef an die Walchestrasse hier in Zürich. Zum Glück ist alles gut gegangen. Ich habe meinem Bruder, mit dem ich in Rom ein kleines Coiffeurgeschäft hatte, telefoniert, um ihm zu sagen, dass ich in Zürich bleibe. Am 1. September 1959 habe ich mit der Arbeit angefangen.

Und jetzt sind sie 45 Jahre hier. Wann konnten Sie den Salon übernehmen?

Ich war 14 Jahre angestellt, also bis Ende 1973. Am 1. Januar 1974 übernahm ich das Geschäft. Herr Graf hiess der vormalige Besitzer. Er hat es mir verkauft, ganz nett, ich musste nicht alles bar bezahlen, das hätte ich auch gar nicht gekonnt. Den Rest habe ich



nach zwei Jahren bezahlt. Jetzt heisst das Geschäft Coiffeur Opera, vorher hiess es Salon Graf.

Ist es ein Salon für Männer und Frauen?
Für beide.

Hat sich Ihre Kundschaft über die Jahre verändert?
Ich habe immer noch Kunden von damals! Natürlich immer weniger. Wir haben fast nur Schweizer Kunden. Es hat viele Angestellte von der Neuen Zürcher Zeitung, vom Opernhaus, Sänger, aber auch Clochards!

Viele Leute erzählen ihrem Coiffeur von ihren Sorgen und Freuden. Haben sich die Themen, welche die Leute beschäftigen, im Verlauf der letzten 45 Jahre verändert?

Als ich jung war, redeten wir über alles: Wohin gehst du tanzen und so. Das wiederholt sich bei jeder Generation. Wissen Sie, 45 Jahre, das sind über zwei Generationen. Aber es gibt auch junge Leute, die gerne zu einem alten Coiffeur kommen. Andere wollen lieber warten und zu einem jüngeren gehen. Das kann ich gut verstehen.

Richten wir den Blick auf die Umgebung Ihres Salons. Wenn Sie aus dem Fenster schauen: Was ist anders als vor 45 Jahren?

Die Seefeldstrasse ist verändert. Zum Beispiel auf dieser Seite der ganze Block mit dem Vordach. Der gehört der Rentenanstalt. Früher gab es da kein Vordach. Die Schaufenster waren ein wenig zurückversetzt. Jetzt müssen die Leute zweimal hinschauen,

um sich zu orientieren: Bin ich jetzt vor der Papeterie, vor dem Coiffeur oder vor der Konditorei. Dann gab es da auch die Willy Garage, das Neptun Hotel und das Restaurant Gleich. Das fehlt mir jetzt. Dort konnte man wirklich gut vegetarisch essen. Es gab da nette Leute, eine gute Bedienung, nicht wie heute, überall Selbstbedienung. Ja, das Seefeld hat sich verändert.

Welche Veränderung hat Ihnen am meisten weh getan? Welche hat Sie am meisten gefreut?

Früher waren die Tramgeleise in der Mitte der Seefeldstrasse. So hatten wir viele Parkplätze, und der Verkehr ging auf beide Seiten durch, auch am Bellevue. Auch beim Stadelhofen-Platz konnte man rundherum fahren. Auch die Kreuzbühlstrasse hinauf zum Kreuzplatz war beidseitig befahrbar, die Kreuzstrasse auch. Menschlich gesehen war es vorher besser. Jetzt ist alles kanalisiert.

Sie wohnen in der Nähe Ihres Geschäftes. Begegnen Sie auf dem Heimweg Bekannten?

Früher traf ich auf den paar Metern drei, vier Bekannte, und es dauerte länger, bis ich zu Hause war. Man fragte immer: Wie geht's? Als Lediger wohnte ich an der Höschgasse, und als ich heiratete und eine Tochter bekam, erhielt ich die Wohnung, auch dank Herrn Graf, meinem ehemaligen Chef. Wir hatten eine gute Beziehung. Und darum habe ich auch das Geschäft übernommen. Von so etwas hätte ich nie geträumt. Es ist wirklich ein gutes Geschäft, gute Lage. Dass er mir das offeriert hat, war wunderbar!



Haben Sie je daran gedacht, vom Seefeld wegzuziehen?

Wenn meine Frau und ich von den Ferien nach Zürich zurückkommen, fühlen wir uns immer wieder zu Hause. Das Seefeld fehlt sogar meiner Tochter, die hier aufgewachsen ist und jetzt in Winterthur lebt.

Und zurück nach Italien?

Ich habe nie daran gedacht, vor allem als ich das Geschäft bekam und eine Tochter hatte, die da geboren wurde, aufwuchs und hier studierte. Jetzt haben wir drei Enkelkinder, da möchten wir nicht weggehen. Ich bin Italiener, meine Frau ist Spanierin; entweder muss ich wieder emigrieren oder meine Frau. Da bleiben wir lieber hier, und zwar sehr gerne.

Sie sind nicht Schweizer geworden.

Während der Zeit der Schwarzenbach-Initiative habe ich einmal mit meinem Buchhalter, einem Tessiner, gesprochen. Er sagte: „Warum wollen Sie sich einbürgern lassen? Nachher sind Sie immer noch Italiener, trotz dem roten Pass.“ Ich liebe Zürich. Aber um 12 Uhr kaufe ich meinen Corriera della sera. Nicht wegen der Politik in Italien - die macht mich nervös. Aber es gibt gewisse Artikel, die ich gewöhnt bin - und den Sport! Im Sport bin ich immer noch Italiener, Fussball (lacht)! Hier bin ich Fan von Grasshoppers und in Italien von Lazio Roma.

Ihre Frau ist Spanierin. Wie spricht Ihr miteinander?

Meine Frau spricht besser Italienisch als ich Spanisch. Aber mit meinen Schwiegereltern konnte ich kommu-



nizieren, kein grosses Problem. Ich rede Spanisch so schlecht wie deutsch. Wichtig ist, dass wir kommunizieren.

Zurück zum Stadelhofen-Platz. Wie hat er früher ausgesehen?

Die ganze Gebäudereihe beim Kino Le Paris war ein Warenhaus - das Sommerau. Irgendwo steht immer noch Sommerau angeschrieben. Wo heute das Mövenpick ist, war das Hotel Plaza, und es hatte einen wunderschönen Tea Room, das Piccadilly, das zum Hotel Plaza gehörte. Hinten war das Restaurant Lido, im venezianischen Stil, ein wunderbares Restaurant mit einer Galerie. Jetzt gibt es dort eine Bank und eine Apotheke, die sich vergrössert hat. Früher gab es also eine Reihe kleinerer Geschäfte. Mir war es, wie die Italiener sagen, congeniale (übersetzt: passend, angenehm). Der Optiker war immer schon da. Wo jetzt der Blue Jeans Laden ist, war früher eine grosse Drogerie, die Drogerie Schmid.

Und der Platz selbst? War er befahren?

Ja, natürlich, und zwar waren alle Strassen beidseitig befahrbar, auch die Falkenstrasse.

Jetzt treffen sich auf dem Platz ganz unterschiedliche Leute - Alkoholiker, Punks. Es hat Restaurants.

Wie gefällt Ihnen das?

Früher war das nicht so. Es hatte viele Familien, die auf den Bänken sassen. Die Welt hat sich verändert. Am Abend bin ich immer zu Hause. Während des Tages sind die Leute für mich keine Gefahr, am Abend weiss ich nicht. Um sieben Uhr bin ich zu Hause.

Halten Sie sich am Stadelhofen-Platz auf?

Wir wohnen ja da, und da ergeben sich viele Gelegenheiten. Ich gehe zum Bahnhof, um meine Tochter in Winterthur zu besuchen. Das ist ein wunderbarer Bau. Dann gibt es einen Coop. Wo jetzt die Orell Füssli Buchhandlung ist, war das Forster Teppichgeschäft, und wo heute der Globus ist, war das Restaurant Grüner Heinrich. Das hatte ein wunderbar gekrümmtes Schaufenster, wie eine Welle. Das Gebäude wurde dann abgebrochen und durch ein hässliches braunes ersetzt. Auch das Bernhard-Theater ist baulich gesehen fast ein Skandal, man nennt es nur den Fleischkäse. Dort, wo jetzt der Coop City ist, war vorher ja die EPA und noch früher das Kino Urban. Den Vorderen Sternen gab es schon immer. Am ersten Abend, als ich in der Schweiz war, habe ich dort im ersten Stock mit meiner Freundin gegessen.

Wenn Sie auswärts essen, besuchen Sie auch Restaurants in der Nähe?

Ich habe eine tolle Frau, sie kocht wunderbar. Sie sagt: „Weshalb müssen wir auswärts essen? Es stört mich nicht zu kochen.“ Wenn wir eine Stunde weg von Zürich sind, essen wir auswärts, im Thurgau, in Zurzach. In Zürich selten.

Assen Sie früher öfters auswärts?

Wenn wir auswärts gingen, dann zum Tanzen. Meine Frau hat gerne getanzt, mit Orchester und so. Das war viel schöner als heute. Damals gab es noch keine Discos.



Hatte es hier in der Gegend Tanzlokale?

Es gab viele davon. Lassen wir das berühmte Terrasse mit dem Striptease, das hat uns nicht interessiert. Am meisten gingen wir ins Palazzo im Niederdorf. Dann gab es am Limmatquai das Madrigal, und auch an der Rämistrasse gab es ein schönes Tanzlokal. An einem Abend tranken wir zwei Whisky für zehn Franken; ein Kinoeintritt kostete in etwa gleich viel. So sagten wir am Wochenende immer: „Gehen wir ins Kino oder gehen wir tanzen?“

Erleben Sie die Stimmung in der Stadt heute anders als früher?

Es ist schon anders. Früher waren die Leute korrekter und höflicher. Die Stadt ist auch grösser geworden. Sagen wir die Wahrheit - aus meiner Sicht als Ausländer: Früher waren wir nur Italiener, oder Ungaren und Deutsche. Dann sind langsam die Spanier gekommen. Heute herrscht ein babylonisches Sprachengewirr, jeder hat seine eigenen Gewohnheiten und seine Kultur. Wir bleiben viel zu Hause, auch früher schon, um zu sparen für etwas Schönes im Leben. Dann kam unsere Tochter. Wir leben ganz privat. Aber zu Hause sind wir sehr offen, mit den Bekannten sowieso. Wir machen aber keine grossen Einladungen. Wir bleiben unter uns, entweder gehen wir zur Tochter oder ihre Familie kommt zu uns.

Sind Sie politisch interessiert?

In meinem Leben habe ich nur einmal abgestimmt, im Militärdienst. In Rom gab es eine Partei, die sozialdemokratische Partei von Saragat. Den habe ich immer



bewundert, auch Brandt in Deutschland und Helmut Schmitt. Das war aber nur theoretisch, ich habe nie gestimmt.

Haben Sie in Zürich politische Veränderungen erlebt - zum Beispiel die Jugendunruhen, den Opernhauskrawall? Wie war das für Sie?

Bis 1968 war es wunderbar, alles unter Kontrolle. Nachher ist alles durcheinander geraten. Das wissen Sie auch, das haben Sie nicht erlebt, aber studiert haben Sie das schon. Früher gab es eine bessere Kontrolle, auch von der Polizei. Schade, dass es nicht mehr so ist. Früher konnte man nicht mit einer Freundin zusammenwohnen. Ein Kollege von mir hatte eine Wohnung gemietet in Höngg. Der hatte ein Ehebett gehabt und ein weiteres Bett, falls eine Polizeikontrolle gemacht würde. Wir waren ja nicht dumm! Das war also fast zuviel Kontrolle. Kontrolle hat es also besonders mit den Ausländern gegeben. Heute sind die nicht mehr so unter Kontrolle.

Leben viele Ausländerinnen und Ausländer im Seefeld?

Als meine Tochter die Primarschule besuchte, da gab es nur zwei, drei Italiener in der Klasse, der Rest waren alles Zürcher. Was ich heute höre und lese, gibt es ein grosses Problem. Eventuell sind nur zwei, drei Zürcher in der Klasse und der Rest sind Ausländer.

Auch an den Schulen im Seefeld?

Das weiss ich nicht.

Ich habe den Eindruck, dass im Seefeld eher Mehrbessere wohnen, Leute, die gut verdienen. Ist das so?

Es gibt viele Büros, viele Ärzte, Rechtsanwälte. Es ist ideal, hier zu wohnen.

Was ist schön am Seefeld?

Da gibt es alles. Schauen Sie mal, das Theater ist da, viele Restaurants. Um an den See zu gelangen, müssen wir nur die Strasse überqueren. Dann gibt es die Trams, den Bahnhof. Am Sechseläuten komme ich zehn Minuten vor sechs, um zu schauen, wie der Böögg brennt. Es ist alles da. Ohne das Seefeld wäre ich verloren.

Ist der Stadelhofen-Platz schöner als andere Plätze in der Stadt Zürich?

Der Platz ist mit seinen vielen Bäumen wie ein französischer Platz - die schönen Bänke, der Bahnhof. Dann haben wir drei Apotheken, eine ist die ganze Nacht offen. Da muss ich nicht ein Taxi nehmen, um schnell ein Medikament zu holen. Es ist alles da. Und der Platz ist geblieben. Früher hat man einmal davon geredet, alle Bäume wegzurasieren und einen riesigen Platz bis hin zum See zu bauen. Die Bevölkerung hat Nein gestimmt. Gott sei Dank, diese schönen Bäume! Ich glaube, es ist der einzige Platz in Zürich, der so ist.

Was würden Sie am Stadelhofen-Platz verändern, wenn Sie könnten?

Wissen Sie, in meinem Alter sind die Wünsche anders. Was fehlt, ist eine schöne Metzgerei, jetzt ist alles



Fleisch verpackt. Gut ist der Globus gekommen, da kann man ein Stück Fleisch kaufen. Aber, wie ich gesagt habe, sonst haben wir alles, wir sind wunschlos glücklich.

Sie sind jetzt 73. Wie lange wollen Sie noch weiterarbeiten?

Ich bin den ganzen Tag an der Arbeit. Am Abend bin ich voller Eindrücke. Ohne Arbeit wäre ich verloren. Seit ein paar Jahren habe ich aber zwei Tage in der Woche frei. Ich habe einen weiteren Coiffeur angestellt, so dass ich nun mehr für meine Familie da bin.

Was geschieht mit Ihrem Geschäft, wenn Sie ganz aufhören?

Ich möchte einem anderen die Chance geben.

Haben Sie schon jemandem im Auge?

Mein Motto ist «leben und leben lassen». Ich kann ja das Geschäft nicht mitnehmen. Wenn meine Tochter Coiffeuse geworden wäre (lacht), wäre das anders.

Kommen ihre Angestellten auch aus Italien?

Es sind alle Italiener. Ich habe nur eine Schweizerin, Gaby, aber die hat auch bis 18 in Südafrika gelebt. Ich hatte auch Schweizer und Deutsche Angestellte. Aber diese drei sind mir ganz treu geblieben. Das heisst eben, »leben und leben lassen«. Die sind ja nicht nur wegen meinen schönen blauen Augen bei mir geblieben!



Sprecht Ihr Italienisch miteinander?

Ja schon, aber wir reden auch ein bisschen Mischmasch. Wir haben eine Handvoll italienische Kunden. Alle anderen sind eben Angestellte aus der Umgebung. Wenn die da sind, reden wir natürlich Schwyzerdütsch oder Deutsch. M. wurde hier geboren und spricht perfekt Deutsch. Auch F. wurde hier geboren. Die sprechen also Zürcher Dialekt. Einzig bei mir und G. merkt man die italienische Herkunft. Und das erinnert mich an etwas. Mein Geschäft heisst Coiffeur Opera. Ich wollte nicht wie die Geschäfte an der Langstrasse heissen - Antonio oder Francesco. Ich wollte nicht meine Italianità zum Ausdruck bringen. Zuerst wollte ich mein Geschäft Coiffeur International nennen, aber der Name ist zu lang. Und International könnte auch ein Geschäft in Oerlikon heissen. So entschied ich mich für Opera. Ein italienisches Wort, durch das meine italienische Herkunft auch zum Ausdruck kommt. Zugleich bezeichnet es die Lage des Geschäfts in der Nähe des Opernhauses. Den Namen liess ich sogar registrieren. Einmal versuchte einer, ihn zu kopieren, vergeblich.

Was ist Ihr grösster persönlicher Wunsch - für sich, Ihre Familie, die Welt?

Für die Familie Gesundheit. Für die Welt - das ist keine Frage - der Wunsch, dass einmal kein Krieg mehr ist. Aber das ist nur ein Traum, der Krieg gehört offenbar zur Menschheit. Es gibt sogar in den Familien Krieg wie zwischen Nationen.



Herzlichen Dank für das Gespräch. Wir wünschen Ihnen und Ihrer Familie alles Gute.

Was ich erzählt habe, ist die Wahrheit, ist die Vergangenheit (lacht).

¹ Die Gliederung eines Ortes in Zonen ermöglicht die ethnographische Untersuchung von routinisierten Alltagspraktiken im Verhältnis zu den sie bedingenden gesellschaftlichen Strukturen. Vgl. dazu das Kapitel «Zeit, Raum und Regionalisierung» in Anthony Giddens (1997) Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt/New York: Campus. S. 161-214. Die Qualität eines urbanen Ortes kann in Bezug auf folgende Kriterien untersucht werden: a) Vielfalt der Nutzung, b) Diversität der Nutzergruppen, c) Nutzungskultur und d) Ambiente.

(Un-)Aufmerksamkeiten im Kino



Marie-Louise Nigg

Urbane Räume wurden bereits ab dem 19. Jahrhundert durch ihre Dynamik und hohe Dichte vielfältiger Reize charakterisiert – auch mit kritischem Blick auf die Folgen für den Menschen und die Gestaltung seiner Umwelt: Während der Städter der Reizflut zunehmend mit Strategien der Selektion, ja Gleichgültigkeit begegnete, sollten andererseits neue Aufmerksamkeitsinszenierungen und Illusionsstrategien im öffentlichen Raum – wie Märkte, Schaufenster, Kinos bis zu den heutigen Grossdisplays – die Aufmerksamkeit des zerstreuten Menschen wieder fokussieren.

Bei diesen Inszenierungen spielte auch die zunehmende Elektrifizierung, welche die Nacht zum Tag machte, eine nicht unwesentliche Rolle. Das (künstliche) Licht wurde damit zur Metapher für Öffentlichkeit und Spektakel, gleichzeitig aber auch für die gesellschaftliche Überwachung: Deren Kontrolle und Kälte entzog sich der Bürger zunehmend durch klarere Abgrenzung seiner Privatsphäre.

In diesem Spannungsfeld von Gleichgültigkeit, Zerstreuung und Aufmerksamkeit bewegt sich der Mensch im urbanen Raum immer auch zwischen Grenzziehung (von öffentlichem und privatem, realem und imaginärem Raum) und deren inszenierter Auflösung. Das lässt sich z.B. am Kino als Ort der Träume bzw. zugespitzt als „öffentlichem Schlafzimmer“ gut beobachten. Gleichzeitig machen solche Illusionsstrategien auch auf den zunehmend medialen Charakter der Städte aufmerksam: Die Dynamik geht vom bewegten Bild aus, das vor den Augen des Städters vorbeizieht – vergleichbar mit dem Blick aus Zug oder Tram.

Dieses Wechselspiel der (Un-)Aufmerksamkeiten stellt auch hohe Anforderungen an Lesbarkeit bzw. Lesbarmachung der modernen Städte. Die Fülle der städtischen Reize und Aufmerksamkeitsstrategien können für babylonische Verwirrung oder Gleichgültigkeit sorgen. Sie können aber auch wieder neue imaginäre Spielräume eröffnen. Darauf soll der virtuelle Rundgang im Kino Le Paris rund um den Stadelhofen-Platz und darüber hinaus aufmerksam machen. Die ausgewählten Zitate u.a. von Siegfried Kracauer, Walter Benjamin, Georg Simmel, Marc Augé, Michel de Certeau, Richard Sennett, Marcel Butor, welche das Gehen durch die Stadt, das Flanieren zur Methode haben, durchkreuzen, spiegeln und reflektieren den Platz und seine Bilder.

In diesem Sinn ist der urbane Raum auch Ort der Reflexion (Boris Groys) wie der imaginären Geografie (Michel de Certeau). Er kann als Palimpsest gelesen werden, wo sich laufend neue Geschichten über die alten einschreiben.

*„Der Wert der Städte bestimmt sich nach der Zahl der Orte, die in ihnen der Improvisation eingeräumt sind.“
(Siegfried Kracauer)*





Unterwegs in der Zone Stettbach –

ein Bericht vom 29. August 2004

Gisela Unterweger und Barbara Richner

An der Stadtgrenze geht die Stadt über in den Agglomerationsgürtel, wenn auch nicht klar ist, woran der Unterschied zwischen der Stadt (Schwamendingen, Oerlikon) und der Agglomeration (Dübendorf, Stettbach, Wallisellen) wirklich festzumachen ist.

Die Stadtrandzone ist eine Ballung von Grenzen und Grenzräumen: Die Zuglinie mit dem westlich angrenzenden Naturschutzgebiet „Allmend Stettbach“ (auf Dübendorfer Boden, aber Eigentum der Stadt Zürich), dessen Hügel aus dem Aushub des Zürichbergtunnels der S-Bahn geschaffen wurden und in dem an einem prächtigen Spätsommer-Samstagnachmittag nur wenige Leute anzutreffen sind, liegt im Grenzgebiet zwischen Dübendorf und Schwamendingen; die viel befahrene Überlandstrasse, die die Allmend gegen Norden abgrenzt, trennt Wallisellen von Schwamendingen; gleich hinter ihr befindet sich die A1 und der Schlot der „Zwicky“-Fabrik. Die zum Teil südlich wirkende Allmend, mit seltenen Gewächsen auf einem mageren Boden bepflanzt und an den der Zuglinie zugewandten Hügelflanken mit Stein-Botschaften belegt, wird vom umgeleiteten Sagentobelbach gesäumt, der in die Glatt mündet. Am Anfang der Allmend, gleich beim Bahnhof Stettbach, steht etwas versteckt hinter Bäumen eine genossenschaftliche Siedlung, die man (wegen ihrer dunklen Farbe?) früher offenbar „Negerhäuser“ genannt hat, westlich an die Allmend angrenzend findet sich eine Sportanlage, die zur Hälfte noch zu Dübendorf gehört.

Auf einem Weg, der aus der Allmend Richtung Dübendorf hinausführt, gelangen wir direkt zum Hintereingang der Möbel-Pfister-Mall (eine der vielen grossen

Shopping-Malls in der Gegend, der Haupteingang ist vermutlich nur über die Parkgarage erreichbar), die mit einer Piazza aus rotem Backstein aufwartet. Ein freundlicher Gelati-Mann offeriert uns im Namen von Möbel Pfister eine Kugel Eis, Leute sitzen auf Bänken aus Beton, Kinder spielen, wir werden von einem weiteren jungen Mann angesprochen, der uns zur Teilnahme an einem Wettbewerb motivieren möchte. Die Idee, die Konsument/innen mit der Piazza und ihrem Angebot noch etwas in der Anlage zu halten, funktioniert offenbar. Für kältere Tage hat es eine Cafeteria mitten auf dem Platz.

Auf dem „Chästrägerweg“ weiter Richtung Stettbach, auf der Dübendorfer Seite den Geleisen entlang, an einem einzelnen, fremd wirkenden, eingemauerten Wohnhaus, einer Gemüsegegarterei mit dahinter liegender Industrieanlage und an einem glänzend neuen, riesigen Bürogebäude vorbei, gelangen wir zum Dübendorfer Quartier „Hoffnung“ mit einem winzigen Häuschen am Wegrand, früher wohl eine Milchzentrale, das Nahrungsmittel aus der Region anbietet: Rohmilch, aus einem Geldautomaten beziehbar, Honig, Blumengestecke, Glückwunschkarten, Chemineeholz, etwas Gemüse, Zwetschgen aus einem Automaten. Vieles davon bio. Zwei Videokameras überwachen den Zugang und das Innere des Häuschens. Wir trinken kalte Milch. Dann führt der Weg weiter Richtung Stettbach, zuerst an den Neubausiedlungen (alles Wohnhäuser) vorbei zum alten Dorfkern. Ein Häuschen mitten im Dorf steht zum Verkauf, offenbar schon länger. Eine gepflegter Ort. Als wir den „Stadtweg“ in Richtung Zürichberg weitergehen, geraten wir in eine



ländliche Idylle, die alle urbanen Eindrücke der umliegenden Gebiete negiert: Ein prächtiger Baumgarten mit Hochstamm-Obstbäumen, dahinter ein stattlicher Hof, Rinder auf der angrenzenden Weide. Sogar der Schiesslärm der Schiessanlage nebenan passt in die rurale Stimmung. Von Stettbach, Dübendorf und Schwamendingen ist kaum etwas zu sehen, der Hof liegt hinter einem Wäldchen.

Auf dem Weg zurück Richtung Bahnhof Stettbach gelangen wir in ein scheinbar kaum benutztes „Familienerholungsgebiet“, das Rasenflächen und Feuerstellen am Waldrand anbietet. Eine tiefe und künstlich wirkende Kuhle in einem kleinen Wäldchen irritiert – wurde sie absichtlich angelegt? Wozu? Als wir aus dem Wäldchen herauskommen, liegt auf der linken Seite eine Genossenschaftssiedlung auf Schwamendinger Boden, die wieder den typischen Charakter einer städtischen Randzone aufweist. Auf einer grünen Wiese ragt der Notausgang des Bahnhofs Stettbach hervor. Wir überqueren die Dübendorferstrasse zum Bahnhof Stettbach, dessen oberirdischer Teil eine Tramhaltestelle ist, steigen in den kalten Schlund zu Gottfried Honeggers Farbtäfelchen herunter und sind in 5 Minuten wieder zurück in der Stadt.



Pionierinnen

Susanne Brauer und Janine Schiller

1. Die Trennung des privaten und öffentlichen Bereichs als eine „gender division“

Das Bild der „moralisch sittlichen Hausfrau und Mutter, die in ihrer Familie für liebevolle, aber strenge Erziehung und perfekte Haushaltsführung, für Ordnung und Sauberkeit in Haus und Heim verantwortlich“¹ ist, ist Bestandteil der bürgerlichen Ideologie der Familie im 19. Jahrhundert und schreibt die auf Aristoteles zurückgehende Tradition in der politischen Philosophie einer geschlechterspezifischen Trennung des häuslichen (privaten) Bereiches vom öffentlichen (zivilgesellschaftlichen, politischen, staatlichen) Bereiches fort. Die Zuordnung der Frau zum häuslich-familiären Bereich ging einher mit ihrem Ausschluss aus der Öffentlichkeit sowie von politischen und zivilen Rechten (z.B. Erbschafts- und Eigentumsrechte). Begründet wurde der Ausschluss der Frau essentialistisch mit ihrer „Natur“. Zur Zeit der französischen Revolution drangen Frauen in die Öffentlichkeit, gründeten Vereine und forderten Gleichberechtigung und politische Rechte bzw. die Staatsbürgerschaft.² Dass man ihnen letztere nicht anerkannte, wurde u.a. mit dem Hinweis begründet, die Frau sei für das staatliche Gemeinwesen nicht nützlich, weil sie in der Familie und dem Haus ihren Platz habe. Diese Argumentation griffen damalige Feministinnen auf, machten sie für ihre Zwecke stark und prägten Begriffe wie „zivile Mutterschaft“, „Mutter-Erzieher“ und „soziales Haushalten“. Als Expertinnen für Erziehung und Haushalten erweiterten sie ihren Tätigkeitsradius in den nicht-familiären Bereich und übernahmen sozialfürsorgliche und wohlfahrtsstaatli-

che Funktionen. Dies wies einen Weg für bürgerliche Frauen, sich im öffentlichen Raum zu präsentieren, für öffentliche Angelegenheiten zu engagieren und für die Staatsbürgerschaft, d.h. als eine Bürgerin im vollen Sinne (mit politischen und zivilen Rechten) versuchen, zu qualifizieren. Bürgerliche Männer akzeptierten und unterstützten z.T. diese emanzipatorische Entwicklung, da die bürgerlichen Frauen mit ihrem Engagement halfen, soziale Probleme und Spannungen zu lindern, die im Zuge der Industrialisierung und Urbanisierung auftraten.

Mit Einrichtungen wie „Rettungshäuser“, „Heime für gefallene Mädchen“ und alkoholfreie Restaurants bemühten sich Bürgerfrauen aus Zürich, der Zunahme an sozialen Spannungen und des „Sittenverfalls“ durch Alkoholismus und Prostitution entgegenzutreten. Dabei wollte man mit moralischen Appellen und sozialen Disziplinierungsmassnahmen das individuelle Verhalten verändern, nicht die gesellschaftlichen Strukturen. Die „Sittlichkeitbewegung“ kann damit zwar als eine reaktionäre oder ‚konservierende‘ Bewegung des Bürgertums bewertet werden, die die traditionellen Institutionen der Ehe und Familie gefährdet sahen. Dagegen möchten wir betonen, dass hier eine erste Überschreitung der geschlechtsspezifischen Grenze von Öffentlichkeit und Privatheit stattfand, die den Bürgerfrauen zwar keine politischen Rechte bescherten, ihnen jedoch zumindest eine Anerkennung als öffentliche Akteurinnen sicherten. Man könnte vielleicht sogar behaupten, dass gerade in diesem Versuch der Frauen, bürgerliche Familienwerte aufrecht zu erhal-



ten, sie durch ihr öffentliches Auftreten die bürgerliche Familienideologie entscheidend unterwanderten. Ein Beispiel für diesen Versuch lässt sich in der Antialkoholbewegung in Zürich im 19. Jahrhundert und in der Figur Susanna Orelli, Gründerin mehrerer alkoholfreier Gaststätten, finden.

2. Susanna Orelli und die Antialkoholbewegung

Als Antwort auf die soziale Situation und die städtischen Bedingungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist die Lebensreform Bewegung zu verstehen, die durch eine Reform der Lebensführung eine Gesellschaftsveränderung anstreben will. Die Mittel zur Verbesserung der Lebensbedingungen fließen in eine agrarromantische Bewegung ein, unter welcher die Gartenstadt, die Bodenreform und die Siedlungsbewegung fallen. Darüber hinaus werden der Lebensreform spezifische Bewegungen wie Vegetarismus, Naturheilkunde, Nacktkultur, Kleidungsreform und nicht zuletzt die Antialkoholbewegung zugerechnet. Initiiert werden diese Bestrebungen von Meinungsführern aus dem Bildungsbürgertum, die damit einen dritten Weg zwischen Sozialismus und Kapitalismus durch Lebensreform erreichen wollen. Im Brennpunkt der sozialreformerischen Bewegung während der Industrialisierung steht das Proletariat, das es vor dem Hintergrund von Degenerationsbefürchtungen, deren augenscheinliches Merkmal sich im Alkoholismus zu verdeutlichen schien, durch richtige Lebensführung auf den „rechten“ Weg zu bringen sei.



Die Bewegung, die sich der Bekämpfung der Trunksucht verschrieben hat, argumentiert mit einem Anspruch von Wissenschaftlichkeit, welche sich auf physiologische, auf sozial- wie rassenhygienische, nationalökonomische sowie psychologische Erkenntnisse stellt. So sind es auch v.a. Ärzte, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Alkoholforschung beschäftigen, wie Charles Darwin, Rudolf von Virchow, Gustav von Bunge oder August Forel, die vor den Folgen des Alkoholismus warnen.³

Durch dieses wissenschaftliche Argumentarium verschafft sich die Bewegung einen Nachweis der Seriosität und damit den notwendigen Rückhalt in der Gesellschaft, ohne z.B. Motive der Bodenreform (Aufhebung des Grundeigentums) aufnehmen und somit etwas an der sozialen Situation insgesamt verändern zu müssen. Die Bewegung selbst teilt sich in eine Sektion der Mässigung (Temperanzbewegung, „Temperenzler“) und der radikalisierten VerfechterInnen der Totalabstinenz („Abstinenzler“).

Neben der Schrift „Die Alkoholfrage“ (1886) des Basler Physiologen Gustav von Bunge, welche zur verbreitetsten Antialkoholschrift wird, widmet sich in der Schweiz der Arzt August Forel, Direktor der Psychiatrischen Anstalt Burghölzli Zürich, der Forschung des Alkoholismus und dessen Folgen. Auf sein Veranlassen hin setzt sich ein Initiativkomitee um Susanna Orelli-Rinderknecht zusammen, das die Gründung einer alkoholfreien Gaststube nach englischem Vorbild anstrebt. Die Gründung des „Frauenvereins zur Mässigung und Volkswohl“ 1894 stellt sich in den Dienst der

Volksgesundheit, um die Schäden, die durch den Alkoholismus verursacht werden, zu mindern. Hier werden die Kompetenzen der Haushaltsführung im oben beschriebenen Sinne für das Volkswohl zur Verfügung gestellt. Susanna Orelli arbeitet für den Zürcherischen Hilfsverein für Geisteskranke und hat so einen engen Kontakt zur Heilanstalt Burghölzli. Das Initiativkomitee organisiert am 19. und 20. Juni 1894 einen Bazar im Zunfthaus Schneggen, mit dessen Erlös eine erste alkoholfreie Kaffeestube eingerichtet werden soll. Der „Mittelbeschaffungsanlass“, dessen Komitee aus Damen der reichen Zürcher Bürgersfamilien besteht, ist ein voller Erfolg und mit dem Verkauf allerhand gespendeter Preziosen, kommen stolze Fr. 17'000.- für das Betriebskapital zusammen. Sechs Monate später, am 16. Dezember 1894 wird bereits die erste Gaststube an der Stadelhofen Strasse 22, der kleine Marthahof, eröffnet. Vom Erfolg überwältigt und aufgrund der riesigen Nachfrage sieht sich der Verein vor die Notwendigkeit gestellt mehr Gaststuben einzurichten und so folgen innert Kürze weitere Lokale⁴:

1895 Rose, Rosengasse
1895 Frohsinn, Gemeindestr. 48
1894 Sonnenblick, Langstr. 85
1897 Rütli, Zähringerstr. 43
1898 Karl der Grosse, Kirchgasse 14
1898 Lindenbaum, Seefeldstr. 113
1900 Zürichberg, Orellistr. 21
1902 Blauer Seidenhof, Seidengasse
1904 Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10
1910 Volkshaus, Helvetiaplatz
Als treibende Kraft hinter dieser Erfolgsgeschichte



wirkt in dieser Zeit der Expansion der Geschäftstätigkeit Susanna Orelli, die sämtliche oft schwierigen Verhandlungen in Bezug auf die Gaststuben führt. Susanna Orelli-Rinderknecht (1845-1939) ist die Tochter eines wohlhabenden Bauers und Gemeindepräsidenten aus Oberstrass. Sie heiratet 1881 den um zwei Jahrzehnte älteren Mathematikprofessor Johannes Orelli, der wenige Jahre später stirbt. Als Frau Prof. Orelli hat sie Zugang zu den einflussreichen Familien in Zürich, wird aber nie in den Vorstand des „Frauenvereins zur Mässigung und Volkswohl“ oder zu deren Präsidentin gewählt. Susanna Orelli springt ein, als die Betriebsleiterin des kleinen Marthahofs nach wenigen Tagen ersetzt werden muss und übernimmt deren Aufgaben. Sie erreicht, dass mit dem florierenden Unternehmen die Position einer Betriebskommission eingesetzt wird, welche sie von 1897-1919 präsidiert und so fortan die Betriebe führen und die Präsidentinnen des Vorstandes für ihre Anliegen gewinnen kann. Bevor sie von den Grütliauer 1897 an der Zähringerstrasse das sozialistischen Vereinslokals in Pacht nimmt, braucht es einige Überzeugungsarbeit beim Vereinsvorstand, aber wohl auch bei den Grütliauern. Mit der Übernahme des Karl des Grossen erfolgt ein erstes grösseres Projekt für eine Gaststube in der Oberstadt. Im Jahr 1909 wird der Name des Vereins in „Zürcher Frauenverein für Alkoholfreie Wirtschaften“ umbenannt (seit 1988 als ZFV Unternehmungen abgekürzt) und führt fortan die totale Abstinenz im Namen, nicht mehr die Mässigung.



Der ZFV verbindet wirtschaftliches Geschick und pragmatische Unternehmensführung mit einem Ausdruck der Achtung vor der Würde des Mitmenschen. Zum Leitbild des Unternehmens gehören eine Reihe von Massnahmen, die den Frauenverein schon früh als fortschrittlich auszeichnet. Den Serviceangestellten bietet sich ein sicheres und vor Übergriffen männlicher Gäste geschütztes Arbeitsumfeld. Mit dieser Begründung wird u.a. das Trinkgeld abgeschafft. Zudem werden den Angestellten die Möglichkeit von Aus- und Weiterbildungen eröffnet, was sich auf die Qualität des Services positiv auswirkt und als Markenzeichen des ZFV gilt. Die Betriebsleiterinnen werden in einer speziell für sie eingerichteten Schule ausgebildet, was dem Berufsstand Seriosität verleiht und weg vom Image der Kellnerin führt. Grosser Wert wird auf Sauberkeit und Hygiene gelegt. Auf der Basis einer soliden Finanzierung wird mit einer minutiösen Kalkulation ein gutes Preis/Leistungs-Verhältnis erreicht, um das Angebot der Speisen und Getränke „gut und günstig“ zu halten. Die alkoholfreien Restaurants sind sicherlich als gemeinnützige Einrichtungen konzipiert, - so besteht auch kein Konsumationszwang - sie sind aber auf keinen Fall als Wohlfahrts- oder Armenanstalten misszuverstehen.

Susanna Orelli prägt die Geschichte des Vereins als Persönlichkeit massgeblich. Zwei Meilensteine auf diesem Expansionsweg seien noch erwähnt: 1900 wird als Neubau am Zürichberg das Kur- und Gasthaus eröffnet, das in den Dimensionen als Grossprojekt alle bisherigen Eröffnungen in den Schatten stellt und zum Vorzeigeobjekt des Vereins wird. 1910 gelingt

es dem Verein, im Neubau des ersten Volkshauses für Zürich am Helvetiaplatz, eine alkoholfreie Gaststätte einzurichten. Ein alkoholfreies Volkshaus nach englischem Vorbild zu begründen, war die ursprüngliche Idee des Initiativkomitees gewesen und so wird nach knapp 15 jähriger Vereinstätigkeit dieses Ziel erreicht. 1915 erwirbt der Verein das Restaurant Rigiblick, das fortan über einen Spazierweg mit dem Restaurant Zürichberg verbunden ist. Dieser Weg trägt heute offiziell den Namen von Susanna Orelli Rinderknecht und nicht zuletzt so hat sich der Frauenverein in die Stadtgeschichte eingeschrieben. Die Würde des Ehrendokortitels für Susanna Orelli wird ihr von der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich 1919, das diesen Titel zum ersten Mal einer Frau verleiht, denn auch mit den Worten begründet: „In Anerkennung ihrer grossen Verdienste um die öffentliche Gesundheitspflege und Volkswohlfahrt durch die Schöpfung und rationelle Durchführung der alkoholfreien Wirtschaften und durch die erfolgreichen Bestrebungen um die Hebung der sozialen Stellung der Angestellten im Wirtschaftsgewerbe“.⁵

Auf dem Weg bis zur 100jährigen Vereinsgeschichte 1994 gibt es noch viele Zu- und Verkäufe von Lokalitäten. Als neuer Bereich kommt die Führung der Gastrobetriebe/Mensen an den Hochschulen dazu und der Frauenverein wird zum grossen gastgewerblichen Unternehmen. Und während sowohl das Volkshaus 1980 wie der Rigiblick 1985 vom Verein mit grossem Bedauern abgegeben werden, weil alkoholischen Getränken verkauft werden sollten, wird im Zürichberg seit 2001



Alkohol durch den Frauenverein ausgeschenkt, begründet mit der Erkenntnis: „Die Führung alkoholfreier Restaurants ist heute nicht mehr das geeignete Mittel zur Eindämmung des Alkoholismus“.⁶

¹ Elisabeth Joris und Heidi Witzig. Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz. Zürich 1987: 444f.

² Siehe Karin Offen. European Feminism 1700-1950. A Political Theory. Stanford 1987. und Joan B. Landes. Women and the public sphere in the Age of the French Revolution. Ithaca und London 1988.

³ Wolfgang R. Krabbe. Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode. Münster 1974: 38ff.

⁴ Die Angaben zum Frauenverein, wie die vollständige Auflistung sämtlicher Betriebe finden sich in der Festschrift zum 100 Jubiläum in: Monique Siegel. Weibliches Unternehmertum. Zürcherinnen schreiben Wirtschaftsgeschichte. Zürich 1994.

⁵ Monique Siegel. Weibliches Unternehmertum. Zürcherinnen schreiben Wirtschaftsgeschichte. Zürich 1994:150.

⁶ Regula Pfister. Editorial. In: Gazette, (online) Mitarbeiterzeitung der ZFV Unternehmungen, Oktober 2002. Die Bekämpfung des Alkoholismus ist auch heute noch in den Statuten festgeschrieben, seit 2003 wird ein Prozent des Umsatzes entsprechenden Institutionen zur Verfügung gestellt.

Literatur

- Joris, Elisabeth, and Heidi Witzig, eds. 1987.
 Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz. Zürich: Limmat Verlag Genossenschaft. Original edition, 1986.
- Krabbe, Wolfgang R. 1974.
 Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode. Münster.
- Landes, Joan B. 1988.
 Women and the public sphere in the Age of the French Revolution. Ithaca und London: Cornell University Press.
- Offen, Karen. 2000.
 European Feminism 1700-1950. A Political History. Stanford: Stanford University Press.
- Siegel, Monique 1994.
 Weibliches Unternehmertum. Zürcherinnen schreiben Wirtschaftsgeschichte. Zürich.
- Pfister, Regula 2002.
 Editorial. In: Gazette, (online) Mitarbeiterzeitung der ZFV Unternehmungen, Oktober.
- Rühl, Magdalena. 2000.
 „Öffentliche Familienstuben mit servierenden Töchtern: Die Räume des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften, 1894-1920.“ In: „Stadt - Raum - Geschlecht: Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert“ hg. M. Imboden, F. Meister, D. Kurz, Zürich: Chronos Verlag, 2000. S. 133-149.



Zum Sonnenhof, zur Freiheit?

Zur Behausung des Schweizerischen Sozialarchivs an der Stadelhoferstrasse 12 – Ein Haus als Möglichkeitsraum in Grenzen

Rainer Egloff

Gebaute Räume, Häuser zumal, sind fraglos Kulturphänomene erster Güte. Häuser grenzen ihr Innen gegen das Aussen ab – gegen Naturphänomene wie Kälte, Nässe oder unerwünschte Tiere. Häuser schaffen und repräsentieren aber auch Differenz im Sozialen und Kulturellen etwa als Sammel- und Wirkraum von Öffentlichkeiten oder aber als Horte des Privaten. Architektur ist stets symbolisch konnotiert, repräsentiert spezifische Intentionen. Häuser implizieren bestimmte Funktionen und Nutzungsweisen. Diese können aber unterschiedlich bewertet und beantwortet werden. Die Bedeutung eines Hauses wird bestimmt durch seinen – faktischen und symbolischen – Gebrauch, und dieser wird sozial ausgehandelt und kulturell vermittelt.

Dass Häuser ihre Identität stark wandeln können, unterschiedlich gelesen und unterschiedlich genutzt werden, wird besonders gut über längere Zeiträume hinweg sichtbar. Dass Häuser ihre Geschichte haben, erscheint als trivial. Häuser werden alt, entfremden sich denen, die sie nutzen, ihrer Umgebung, werden abgerissen oder umgebaut, renoviert und Zwecken zugeführt, die weit von den ehemals beim Bau intendierten abliegen. Gerade solche Praxis ist aber kulturwissenschaftlicher Aufmerksamkeit wert, denn in den dabei involvierten Entscheidungen, Verhandlungen und Debatten wird die soziokulturelle Verhandlung von Bauten sichtbar und zugänglich. In Entscheidungen über das Schicksal alter Häuser manifestieren sich Wertungskonstellationen, Zeitstimmungen, gesellschaftliche Mächte und Tendenzen. In der baulichen Umsetzung werden solche Konstellationen dann

materialisiert. Renovationen sind genausowenig wertfrei wie ein Abriss oder Neubau.¹

Auch wenn Gebautes per Definition stets sozial konstruiert ist, setzt es – einmal gebaut – in seiner manifesten Materialität doch Grenzen bezüglich seiner Interpretation und Umdeutung. So kann “historische Bausubstanz” auch Widerstand gegen Neunutzungen leisten. Oder gerade ihre Renovation musealisiert sie derart, dass sie unbrauchbar werden. Auch solche Befunde sind aber definitions- bzw. standortsabhängig.

Als Beispiel möchte ich den im 17. Jahrhundert als Patrizierhaus in bester Lage konzipierten «Sonnenhof» an der Stadelhoferstrasse 12 zur Diskussion stellen.² Das Haus wurde ursprünglich für Salomon Hirzel, Bürgermeister und Gesandter Zürichs um 1650 gebaut. Damals lag es zwischen der alten Stadtmauer und der 1642 neu errichteten vierten Stadtbefestigung. Stadelhofen wurde zu dieser Zeit zu einer bevorzugten Wohnzone des zürcherischen Patriziats. Im 18. und 19. Jahrhundert wurde der Sonnenhof von verschiedenen hochgestellten und wohlhabenden Besitzern – einem Söldnergeneral und Richter, sowie Seidenmagnaten – als repräsentatives Wohnhaus genutzt und weiter ausgebaut. 1895 wurde das in die Jahre gekommene Haus vom Regierungsrat jedoch anlässlich der Festsetzung einer neuen Baulinie als abbruchwürdig taxiert, symbolisch also radikal degradiert. In den folgenden Jahrzehnten wurde der Sonnenhof von einer Verlagsfirma als Büro- und Lagerhaus benutzt und damit einer privatwirtschaftlichen Funktion zugeführt. Mitte des 20. Jahrhundert schien der Abriss des Son-



nenhofs im Zusammenhang einer geplanten Tiefbahn und Neuüberbauung unvermeidbar. Doch 1962 erliess die Stadt eine Denkmalschutzverordnung, die den Sonnenhof teilweise unter Schutz stellte. Zudem wurde die Tiefbahn-Vorlage durch die Stimmberechtigten abgelehnt, so dass die Überbauungspläne der Immobilienbesitzer neu konzipiert werden mussten. 1967 lehnte die Stadt ein neues Baugesuch ab, und stellte den Sonnenhof unter städtischen Denkmalschutz. Die Grundeigentümer rekurrten gegen den Beschluss, und 1972 gab ihnen das Verwaltungsgericht Recht. Der Zürcher Stadtrat hielt jedoch an seinem denkmal-schützerischen Entscheid fest und leitete 1973 die Expropriation des nunmehr geschützten Baus inklusive eines Ungeländes von 3,5 m. ein. Gleichzeitig wurde an der Urne ein weiteres Bahnprojekt (U- und S-Bahn) abgelehnt. 1976 genehmigten die Stimmberechtigten der Stadt Zürich einen Kredit von Fr. 13,4 Mio. zum Erwerb der Häuser «Sonnenhof» und «Baumwollhof» durch die Stadt (52837 Ja/51299 Nein). Das städtische Hochbauamt suchte nach geeigneten Nutzungsmöglichkeiten für die Liegenschaften und liess abklären, ob das Staatsarchiv im Sonnenhof untergebracht werden könnte. Die kantonalen Behörden lehnten einen solchen Vorschlag jedoch ab. Schliesslich wurde entschieden, neben dem Puppentheater, einem Pressefoyer und Dachstockwohnungen das Schweizerische Sozialarchiv, das an seinem vorherigen Standort am Neumarkt 28 mit Platzproblemen kämpfte, im Sonnenhof einzuquartieren. Das Haus wurde damit vorwiegend öffentlichen und kulturellen Zwecken zugeführt. Nach umfangreichen Renovationen und



Umbauten wird der ehemalige Sonnenhof seit seiner Neueröffnung 1984 in dieser Form genutzt. Die wechselhafte Hausgeschichte umfasst neben unterschiedlichen Nutzungsformen – als herrschaftliches Privatwohnhaus, als privatwirtschaftlicher Gewerberaum und als öffentlicher Kulturraum –, auch unterschiedliche Eigentums- und Interessenvertretungen. Es ist interessant zu sehen, dass die Stadt in dieser Frage mehrfach nicht nur gegen private Interessen operierte, sondern auch gegen die kantonalen Behörden. Dabei kommt der städtischen Denkmalpflege eine Schlüsselrolle zu. Letztlich kam aber nur durch den – knappen! – Volksentscheid die Unterschutzstellung, Renovation und Umnutzung des Sonnenhofs gemäss den denkmalpflegerischen Imperativen zustande. Mitte der Siebzigerjahre war eine Skepsis gegenüber radikalen städtischen Modernisierungsprojekten ebenso manifest geworden, wie ein Bedürfnis nach musealer Konservierung von schönen Zeugnissen städtischer Vergangenheit.

Heutige Hauptnutzerin des Sonnenhofs ist das Schweizerische Sozialarchiv. Es handelt sich hierbei um eine öffentlich getragene Archivbibliothek, die sich der Dokumentation und Vermittlung von „sozialen Fragen“ verschrieben hat, einer Sammelstelle für soziale Bewegungen, Parteien, Gewerkschaften u.v.m. Ich bin dieser Institution nicht nur als historisch und aktuell interessierter Benutzer verbunden, sondern war auch während sieben Jahren in der Benutzungsabteilung als Mitarbeiter angestellt, i. e. am Ausleihschalter im Sonnenhof. Ich habe während dieser Zeit intensiv an

der Interaktion von Gebäude und Institution partizipiert. Ich habe das Haus mit seinen prächtig renovierten Räumen als Arbeitsort genossen. Ich war aber auch mit den Beschränkungen konfrontiert, die das denkmalgeschützte ehemalige Patrizierhaus auferlegte. Obwohl das Haus um ausgedehnte Kelleranlagen ergänzt und mit den nötigen technischen Anlagen für seine neuen Nutzungen gerüstet wurde, hat man versucht, die Aussenhülle und die Gestaltung der Innenräume möglichst authentisch im Stil des herrschaftlichen Patrizierhauses zu renovieren. Damit wurde der neuen Nutzung aber auch ein starkes Flair dieses denkmalgeschützerisch bevorzugten Hauscharakters aufgehalst. Das bedeutet beispielsweise ein verwinkelter, nicht zu überschauender Lesesaal, akkustische Immissionen und Lüftungsprobleme. Darüber hinaus – so meine These – begrenzen die patrizischen Repräsentationsformen den kulturellen Raum des Sozialarchivs in seiner Entfaltung symbolisch stark. Diese Einschränkung beginnt mit dem repräsentativen Eingang, der mit schwerer Schmucktür und fehlender Durchsicht hohe Schwellenangst auslöst, kommt aber auch im roten seiden- und siegellackgestopften Katalogsaal eindrücklich zum Ausdruck. Die Frage drängt sich auf, ob eine öffentliche Bibliothek dieser Art überhaupt in ein solches Haus passt. Immerhin repräsentiert das Sozialarchiv, das 1906 als «Zentralstelle für soziale Literatur» gegründet wurde, vor allem die industrielle und postindustrielle Moderne und politisch nicht hegemoniale Kultur – also eine chronologische und soziokulturelle Opposition zum Patrizierhaus. Für die Stimmigkeit der Sozialarchiv-Beherbergung im



Sonnenhof liesse sich umgekehrt argumentieren, dass das ehemalige Aristokratenhaus gerade durch die öffentliche Okkupation seinen ehemaligen Sinn nun demokratisch transformiert sieht, die Unternehmervilla nun faktisch und symbolisch auch den Arbeitnehmenden gehört, dass die symbolischen Ordnungen des Ancien Régime heute keine reale Macht mehr auf uns ausüben, und stattdessen einer breiten Öffentlichkeit zur Erbauung und Aufklärung dienen können. Oder wir könnten darauf hinweisen, dass die noble räumliche Hülle den Geltungsanspruch der beherbergten Institution, die sich seit jeher der gesellschaftlichen und kulturellen Überschreitung und Transformation verschrieben hat, unterstreicht – und somit symbolisch adelt.

Literatur

¹ In der AG Urban and Regional Studies der SGKW haben wir uns wiederholt - sowohl theoretisch wie empirisch - mit dem Phänomen der Umnutzung befasst. Vgl. dazu die Liste der AG-Sitzungen auf www.culturalstudies.ch

² Die folgenden Angaben zur Hausgeschichte stammen aus Spaltenstein AG Immobilien (Hg.): Stadelhofer Passage 1984. Zürich 1984. Die Broschüre ist im schweizerischen Sozialarchiv erhältlich, unter der Signatur 94.8 QS: 1984

Fotografien: Gisela Unterweger und Sascha Rösler anlässlich eines Rekognoszierungsrundganges.